

Peter Waldmann

Elitenbildung im kulturellen und historischen Vergleich

Der prägende Einfluss der Familien,
Vorbilder und Lehrmeister

208 Seiten · broschiert · € 39,90

ISBN 978-3-95832-378-0

© Velbrück Wissenschaft 2024

Einleitung

Dieser Studie liegt ein Suchprozess zugrunde. Ihr Ausgangspunkt war eine Überzeugung und ein Gefühl. Frühere Arbeiten, vor allem über Lateinamerika, führten mich zu dem Schluss, dass nationale Entwicklungen in hohem Maß von den jeweiligen Führungseliten abhängen. Basisströmungen und Protestbewegungen mögen auch einen erheblichen Einfluss ausüben. Doch die entscheidenden Weichenstellungen gehen in aller Regel auf Führungspersönlichkeiten und -gruppen zurück. Ich bin zu der Überzeugung gelangt, dass es ein gesellschaftlicher Luxus ist, die Spitzenpositionen in einem Land vakant zu lassen oder mit schwachen Vertretern zu besetzen.

Das emotionale Motiv meiner Themenwahl war ein Unbehagen, die Unzufriedenheit mit den politischen und in ihrem Umfeld operierenden, z.B. medialen Eliten, die derzeit im Westen das Sagen haben. Unzufriedenheit ersetzt keine rationalen Argumente. Aber wo sollte ich dabei ansetzen, worauf mich konzentrieren?

Eliten sind seit einiger Zeit in westlichen Gesellschaften ein Tabuthema, wer sich des Attributs »elitär« bedient, gerät leicht in den Verdacht, Anhänger einer autoritären, auf die Wiederherstellung hierarchischer sozialer Verhältnisse abzielenden Weltanschauung zu sein oder sich dem Gegenideal der Abschaffung sämtlicher vertikaler Abstufungen im gesellschaftlichen Gefüge verschrieben zu haben.

Auf mich trifft weder das eine noch das andere zu, doch zwei Bedenken hinderten mich daran, mich umstandslos dem mich interessierenden Thema zuzuwenden. Das eine war meine nicht auszuschließende Befangenheit. War ich als Staatsbürger eines westlichen Landes nicht zu unmittelbar von der Elitenproblematik betroffen, um mich leidlich objektiv dazu äußern zu können? Bei der bisherigen Wahl meiner Forschungsthemen hatte ich immer auf die Wahrung eines gewissen zeitlichen oder kulturellen Abstands zu denselben geachtet. Was sollte dabei herauspringen, wenn ich mich in die derzeitige Diskussion um die Elitenproblematik einmischen würde? Diese Diskussion, die praktisch seit Jahrzehnten schwerpunktmäßig um die mangelnde Präsenz von sozialen Unterschichtvertretern im Elitenspektrum kreist, war ein weiterer Grund, lange Zeit einen Bogen um das Thema zu machen. Aus meiner Sicht war der zentrale Punkt, bei dem man ansetzen musste, die Gretchenfrage, wie Gesellschaften es anstellen sollten, dass die jeweils Fähigsten und Tüchtigsten in die Spitzenpositionen gelangen, in denen Entscheidungsmacht und Verantwortung konzentriert sind. Von diesem meinem Hauptanliegen wollte ich mich nicht ablenken lassen.

Mein Entschluss, eine kulturell vergleichende, historisch orientierte Untersuchung durchzuführen, in deren Mittelpunkt die Elitensozialisation stand, enthob mich dieser Einwände und Skrupel, brachte indes andere Schwierigkeiten mit sich. Durch den Plan, vergleichend vorzugehen, wurden meine Bedenken hinsichtlich der fehlenden Distanz zum Gegenstand ausgeräumt; an ihre Stelle trat nun eher das entgegengesetzte Argument, mir stofflich zu viel zuzumuten und dieser Fülle nicht gewachsen zu sein. Die Einengung des Themas auf den Aspekt der Elitenbildung schuf insofern eine gewisse Erleichterung, als sie mir durch die Begrenzung der Aufmerksamkeit auf den Werdegang künftiger Eliten ersparte, alle Facetten ihrer Wirksamkeit zu berücksichtigen. Allerdings machte ich bald die Erfahrung, dass beide Aspekte kaum voneinander zu trennen waren, da mich der Mangel an ergiebigen Quellen zum Erziehungsprozess immer wieder auf das spätere Tätigkeitsspektrum und dafür vorausgesetzte Einstellungen und Fähigkeiten als Wegweiser für Erziehungspraktiken im Kindes- und Jugendalter verwies.

Wie eingangs hervorgehoben, ist diese Forschung ein Suchprozess, keine wissenschaftliche Analyse im üblichen Sinn. Vor allem habe ich auf eine das weitere Vorgehen strukturierende Ausgangshypothese verzichtet. Mein Ausgangspunkt ist vielmehr eine Fragestellung. Ich versuche herauszufinden, wie andere Zeiten und Gesellschaften mit dem Problem der Elitenrekrutierung und -bildung umgegangen sind. Diese Offenheit des Untersuchungsziels wirft Fragen der Stoffauswahl und des methodischen Vorgehens auf.

Was zunächst die zeitliche Dimension betraf, so bot es sich an, unter einer groben chronologischen Perspektive zwischen einer sich lange hinziehenden vom Feudalismus geprägten Epoche mitsamt ihrem absolutistischen Nachspiel und dem darauffolgenden Industriezeitalter zu unterscheiden. Da dieses noch nicht abgeschlossen ist, galt es einen zeitlichen Schlussstrich für die Untersuchung zu ziehen. Dieser wurde auf das Ende der 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts gelegt, womit rund 150–200 Jahre industriegeschichtlicher Entwicklung in der Arbeit Berücksichtigung finden.

Die Themenstellung bedingte eine kulturvergleichende Perspektive. Diese Forschungsstrategie lag umso näher, als sich der Autor in früheren Arbeiten ihrer schon wiederholt mit Erfolg bedient hatte, sodass er mit ihr gut vertraut war (Waldmann 1989; derselbe 2017; derselbe 2021). Wie vor allem von den Klassikern dieses Forschungszweiges, Adam Przeworski und Henry Teune, betont wurde, ist es wichtig, zwischen zwei Untertypen des Vergleichs, dem *most similar systems design* und dem *most different systems design*, das heißt zwischen Ähnlichkeits- und Kontrastvergleichen zu unterscheiden (Przeworski/Teune 1970). Sozialwissenschaftler gehen häufig davon aus, diese Methode sei nur statt- haft und fruchtbar in Bezug auf Fälle, die strukturelle Ähnlichkeiten

aufwiesen. Das ist ein Irrtum, denn Kontrastvergleiche können nicht weniger aufschlussreich sein. Beide Vorgehensweisen unterscheiden sich signifikant in ihren Zielsetzungen: Bei Ähnlichkeitsvergleichen steht die unterschiedliche Ausprägung eines spezifischen Merkmals und ihre Konsequenzen bei ansonsten dominierender struktureller Gemeinsamkeit im Vordergrund des Interesses, während sich Kontrastvergleiche mehr zur Überprüfung allgemeiner Kausalhypothesen eignen.

In unserem Fall legte das Untersuchungsziel eine Kombination beider Unterformen nahe. Für Ähnlichkeitsvergleiche stützt sich die Untersuchung auf Länder und Kulturen des atlantischen Raums, neben Deutschland vor allem auf Frankreich und die USA. Hinsichtlich des Feudalismus drängte sich außerdem ein Ähnlichkeitsvergleich mit Japan auf, wo sich in jener Zeit durchaus an die europäischen Verhältnisse erinnernde Machtstrukturen herausbildeten. Fragen der Elitenbildung sind jedoch so allgemeiner Natur, dass ich mich nicht auf den atlantischen Raum als Bezugsrahmen beschränken, sondern diesem noch ein Beispiel aus einem ganz anders gearteten kulturellen Kontext hinzufügen wollte. Deshalb wurde Ostasien in die Untersuchung miteinbezogen, in erster Linie China als Stammland des Konfuzianismus, daneben im Zusammenhang mit der Industrialisierung erneut Japan.

Daraus ergab sich insgesamt ein sehr weitgespanntes zeitliches und kulturelles Untersuchungsfeld, das in glaubwürdiger Weise aufzuarbeiten ein anspruchsvolles Unterfangen darstellte. Die Herausforderung war umso größer als, wie sich bald herausstellte, Elitenbildung und -erziehung, wenn man von China und zeitgenössischen Resten der Aristokratie in Frankreich absieht, kein breit diskutiertes Thema war, sondern allenfalls in Diskursen von Insiderkreisen behandelt wurde. So blieb dem Autor nichts anderes übrig, als sich gründlich in die ausgesuchten Länderbeispiele und Epochen einzuarbeiten, um ein glaubwürdiges Bild der jeweils herrschenden Verhältnisse, mentalen Strömungen und Verhaltenscodes von Eliten zu gewinnen.

Das war nicht zuletzt ein sprachliches Problem. Ich bin zwar der am häufigsten benutzten europäischen Sprachen (neben deutsch französisch englisch und spanisch) mächtig, spreche aber weder japanisch noch chinesisch. Die Einbeziehung Chinas in die Untersuchung war nur dank enger Kontakte zum Ostasien-Zentrum der Universidad Autónoma de Madrid (UAM) möglich. Für die Länderauswahl fielen im Übrigen mehrere Gesichtspunkte ins Gewicht. Zu ihnen zählte die Vertrautheit mit dem Land und ob ich dort Leute kannte, die bei der Recherche behilflich sein konnten, ob das Land in das Vergleichsschema hineinpasste und seine Integration in die Auswahl interessante Ergebnisse versprach. Dass ich alle in die Studie einbezogenen Länder bereist hatte und von längeren oder kürzeren Aufenthalten her kannte, half möglicherweise, grobe Einschätzungsfehler zu vermeiden.

Natürlich war es unmöglich, die gesamte relevante Literatur aufzuarbeiten. Im Zweifel wählte ich nach sorgfältiger Durchsicht der als Standardwerke geltenden Arbeiten einige wenige, mich besonders überzeugende aus und studierte sie eingehend. Das schien sinnvoller zu sein, als mir einen Überblick über ein umfangreiches, nicht gründlich aufgearbeitetes Schrifttum zu verschaffen.

Mit dem Projekt wurde wissenschaftliches Neuland betreten. Es gab keinen Vorgänger hinsichtlich der Fragestellung, an dem ich mich hätte orientieren und von dem ich Rat und Beistand hätte erwarten können. Der Suchprozess erforderte ein tastendes Vorgehen, er konnte nicht einer strikt einzuhaltenden Leitlinie folgen. So konnte es nicht ausbleiben, dass die Arbeit auch Versäumnisse und Schwächen aufweist. Auf zwei sei bereits vorsorglich hingewiesen. Zum einen verspricht der allgemeine Titel »Elitenbildung« mehr als der Inhalt der Untersuchung einlösen konnte. Es wird zwar der kriegerische Adel der Feudalzeit behandelt und anschließend die Wirtschaftselite des Industriezeitalters komparativ untersucht, jedoch nicht auf den parallel dazu verlaufenden Demokratisierungsprozess und den damit verbundenen Wechsel politischer Führungseliten eingegangen. Die Einbeziehung dieses zusätzlichen Themas hätte den Rahmen des Forschungsplans gesprengt.

Zum anderen ist auf die Problematik des zweistufigen Aufbaus der Studie hinzuweisen. Diese gliedert sich in drei inhaltlich unterschiedliche Teile, zwei, die primär europäische Entwicklungen zum Gegenstand haben, und einen ausschließlich auf China bezogenen. Das beeinträchtigt die Stringenz der Gesamtuntersuchung, da diese Teile nicht nach einem einheitlichen Schema aufgebaut sind, sondern wiederum in Unterfälle und -probleme zerfallen, die sich zu einer jeweils eigenen Logik und Dynamik verdichten. Die drei Zwischenbilanzen tragen diesen unterschiedlichen Teilergebnissen Rechnung. Das Material ist in einem Resümee zusammengefasst, das zum einen nochmals die Hauptelemente des Bildungsprozesses herausstellt und zum anderen auf die unterschiedlich sich entwickelnden gesellschaftlich-politischen Rahmenbedingungen eingeht, unter denen er sich vollzog.

Lässt sich aus der Studie etwas lernen, leistet sie einen Beitrag zum besseren Verständnis der gegenwärtig im Westen anstehenden Elitenprobleme? Diese Frage wurde dem Verfasser wiederholt von Freunden und Kollegen gestellt, die seine Arbeit mit Aufmerksamkeit und Interesse verfolgten. Nach allem, was ich über meine anfänglichen Bedenken ausgeführt habe, ist klar, dass ich auf diese Frage keine bündige Antwort zu geben bereit war. Sie wird im Epilog noch einmal aufgegriffen. Gleichwohl kann der aufgeschlossene Leser dem Text, je nach Geschmack und Interesse, einige Informationen entnehmen, die sich in drei Kategorien einteilen lassen.

Eine erste bilden historiographische Zusammenhänge, die eine größere Aufmerksamkeit verdienen. Drei seien kurz umrissen. Einen ersten

bildet die auffällige Parallelentwicklung von europäischem und japanischem Feudalismus, auf die schon Otto Hintze hingewiesen hat. Beide brachten, unabhängig voneinander, fehdefreudige Rittergeschlechter mit einem ähnlichen Ehrgefühl und Loyalitätskultur der Vasallen hervor. Ebenfalls einer genaueren Analyse wert scheint mir der Sachverhalt zu sein, dass der europäische Industriekapitalismus des 19. Jahrhunderts nicht ein mehr oder weniger spontan sich entwickelndes Phänomen war, sondern die wichtigen Gründerfiguren sich auf Familien von Bankern und Großkaufleuten stützen konnten, die schon in der frühen Neuzeit die mentalen und finanziellen Vorbedingungen für den *take off* geschaffen hatten. Das hat meines Wissens zuerst der Wirtschaftshistoriker Jürgen Kocka herausgestellt. Auf eine dritte historische Kontinuitätslinie bin ich selbst gestoßen. Es handelt sich um die fast lückenlose Fortsetzung des über 2000 Jahre alten Machtapparates des kaiserlichen China in den Herrschaftsstrukturen und Machtpraktiken der derzeit im absolutistischen Stil regierenden kommunistischen Partei.

Ein alternativer Anknüpfungspunkt für zeitgenössische Leser an traditionelle Eliteformationen könnten die Auslesemechanismen sein, nach denen sich früher die Elitenbildung vollzog. Drei sind besonders hervorzuheben. Die bei weitem wichtigste Sozialisationsinstanz war die Familie, vor allem die Oberschicht- und Aristokratenfamilien. Ihr fiel mangels anderer für Lenkungs- und Erziehungsaufgaben zuständiger Institutionen (mit Ausnahme der Kirche) lange Zeit eine Schlüsselrolle für die Ausbildung aller Arten von Führungskadern zu. Ebenfalls ein Erziehungsmedium von unbegrenzter Tragweite waren Abhängigkeits- und Lehrbeziehungen. Sowohl in Asien als auch in Europa musste derjenige, der es in einer Sparte zu etwas bringen wollte, sich nach einem Meister als geistigem oder praktischen Führer umsehen. Das galt sowohl für die einfachen handwerklichen Berufe als auch für die höheren Künste oder politische Ambitionen. Eine merkwürdige Kombination von Elementen der Unterordnung und der Gleichstellung verband in aller Regel den Lehrmeister mit seinem Schüler. Letztlich hing das damit zusammen, dass in jenen entfernten Zeiten und Kulturen sämtliche Kontakte und Verbindungen unlöslich an Personen gebunden waren. Das war ein dritter Zug, der gleichfalls prägend für den Aufstieg und die Karriere von Eliten in traditionellen Gesellschaften war.

Schließlich verdienen drittens auch die moralischen Leitwerte und Grundorientierungen früherer Eliten, die für ihr Verhalten maßgeblich waren, noch unser Interesse. Ihnen kam ein beispielhafter Charakter zu, selbst wenn man an ihrer regelhaften konkreten Umsetzung zweifeln mag. Die Vermutung liegt nahe, dass sie inhaltlich je nach Epoche und Kultur variierten. Indes fällt die Wiederkehr von Kardinaltugenden auf. Zu ihnen zählten Selbstbeherrschung und die Fähigkeit zur Selbstdisziplinierung ebenso wie Großzügigkeit in materieller Hinsicht, desgleichen

Unverzagtheit und Gleichmut in schwierigen Situationen. Nach allem, was zur Schlüsselrolle der Familie in unserem Material ausgeführt wird, erstaunt es nicht, dass sie auch in der Wertehierarchie früherer Führungskräfte einen hohen Rang einnahm. Nicht nur aufgrund ihrer Verdienste als Hüterin der Tradition, was sich in ausgeprägtem Gedächtniskult und der feierlichen Begehung familiärer Gedenktage niederschlug, sondern auch in Form des Lobpreises von Wagemut und Risikobereitschaft als Eigenschaften, die eine erfolgreiche Zukunftsbewältigung garantieren. Machtpositionen waren stets an einen Katalog von Pflichten und Verantwortung gebunden. Hier hatten Oberschichtqualitäten wie das Einstehen für gegebene Versprechen, Ehrgefühl und der Einsatz für Gemeinschaftsanliegen ihren Platz, im Falle von Vasallenverhältnissen ergänzt durch Loyalität und Opferbereitschaft. Um sich in Machtpositionen zu behaupten, waren die Vertrautheit mit Konkurrenzbeziehungen und die Fähigkeit, sich in Konflikten durchzusetzen, angesagt. Ihr Pendant im Selbstverständnis war eine gute Portion Stolz und das Streben nach gesellschaftlicher Anerkennung. Diese fanden im Alltag ihren Ausgleich in Sekundärtugenden wie Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, Zuverlässigkeit und Diskretion, Toleranz und Höflichkeit. Von Konfuzius wurden nimmermüde Lernbereitschaft und Humanität als Qualitäten einer im inneren Gleichgewicht befindlichen reifen Persönlichkeit angepriesen, Attribute, die in der seitdem verflossenen Zeit nichts von ihrer Aktualität eingebüßt haben.